Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden nur von 12—1 Uhr
Stettin, Kirchplatz Nr. 3.

Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe. Freitag, den 12. Januar 1883. Nr. 18.

Deutschland.

Berlin, 11. Januar. Ueber die parlamentarische Konferenz wegen Vertheilung der kaiserlichen Gabe für die Ueberschwemmten beim Reichskanzler bringt die „Volkszeitung" noch folgende Einzelheiten:

Man war allgemein der Ansicht, daß bei dem gänzlichen Mangel an zuverlässigen statistischen Unterlagen über die Schädigungen und insbesondere über die augenblickliche Nothlage eine absolut gerechte Vertheilung ausgeschlossen sei. In Hinblick auf die für Preußen bereits bewilligten Gelder und die Vorlage für den Landtag wurde der auf Preußen entfallende Betrag knapper bemessen, als es durch den Umfang des Nothstandes im Rheinlande wohl bedingt war. Der Herr Reichskanzler wünscht das Elsaß besonders berücksichtigt und hob wiederholt hervor, daß es sich lediglich um sofortige Linderung der Noth handle; der Kaiser wolle den frierenden und hungernden Menschen beispringen; daher wünschte er, daß die Behörden möglichst übergangen, die bureaukratische Maschinerie nicht in Bewegung gesetzt werde. „Wenn Sie das Geld an den Oberpräsidenten schicken," äußerte er, „dann wandert es erst an die Regierungshauptkasse, und seh Einer zu, wie er es wieder herausbekommt." Dagegen war er mit der Ueberweisung des für das Elsaß bestimmten Betrages an den Statthalter einverstanden: „Der ist ein Soldat und als solcher prompt."

Die Unterhaltung, welche sich nach Erledigung des Geschäftlichen entspann, drehte sich meist um persönliche Verhältnisse des Kanzlers: die Politik wurde nur gestreift. Sein verändertes Aussehen erklärte Fürst Bismarck mit dem Versuche, durch den Vollbart die Gesichtsschmerzen zu lindern. „Ich leide in den Morgenstunden ganz außerordentlich", äußerte er; „würde der Reichstag Nachmittags seine Sitzungen halten, so hätte ich mir schon im Dezember die Ehre gegeben, dort zu erscheinen. Erst wenn ich eine vollständige Mahlzeit zu mir genommen haben, hören die Schmerzen auf, welche mitunter so heftig sind, daß ich mitten im Satze abbrechen muß. Heute im Reichstage war es mir, als ob die Schmerzen wiederkommen wollten, so daß ich schon fürchtete, mein Pensum nicht hersagen zu können." Er erzählte weiter, daß er fast täglich Rezepte und Medikamente aus England zugesandt erhalte, einige davon auch mit Erfolg, der aber immer nur vorübergehend gewesen, angewandt habe. „Es ist mit diesen Palliativmitteln gegen die Schmerzen wie mit den Vogelscheuchen, ein paar Tage hilft es, dann kommen sie wieder."

Der Schmuck des Bartes findet durchaus nicht den Beifall des Kanzlers selbst. „In Varzin ziehe ich mir die Pudelmütze über die Ohren; hier in Berlin kann ich nicht auf die Straße, ohne daß die Jungen hinterherlaufen. Man wird noch zum reinen Wrangel." Daher sehnt der Kanzler „den Tag herbei, wo er wieder menschlich aussehen werde; er gefalle im Barte sich selbst nicht und sei er Frau noch weniger."

Im weiteren Verlaufe des Gespräches klagte Fürst Bismarck darüber, daß ihm seine früheren Passionen abhanden gekommen. Vor zehn Jahren hätte er noch geglaubt, daß er sich schlimmsten Falls wie ein mit Gicht behafteter englischer Admiral auf dem Rollstuhle hinausfahren lassen würde, um auf ein Volk Rebhühner zu schießen. Seit etwa sechs Jahren habe er kein Vergnügen mehr an der Jagd. Der stärkste Hirsch und der schwerste Keiler hätten ihre Anziehungskraft verloren; wenn er in Varzin auf dem Anstand stände, dächte er: „wär' es nur erst vorbei!" Ebenso sei es mit dem Reiten: „vielleicht geht es mir mit der Politik bald ebenso." Eine Zwischenbemerkung des Herrn v. Minnigerode, daß nur die einjährige Kiefer ihr Recht behalten habe, gab dem Kanzler Anlaß, zunächst seine Passion für das Anpflanzen junger Kiefern zu erörtern, an deren Wachsthum er sich erfreue, und demnächst auf seine Forstkultur einzugehen. Die Klippe der Holzzölle, welche aus einer Klage des Präsidenten von Levetzow über die Unrentabilität der Forstkultur für den Landwirth hervorblickte, wurde glücklich umschifft, indem der Kanzler eingehend auseinandersetzte, in welcher Weise er durch seine Holzindustrie ein brillantes Geschäft mache. In Varzin hat er zwei Papiermühlen, welche sein Holz verarbeiten und deren Pächter reich geworden seien. Das käme daher, daß die Wasserkraft so außerordentlich billig sei, und er wundere sich, daß sie von den Landwirthen in Pommern und Westpreußen nicht besser ausgenützt werde, das läge aber wohl an dem Mangel an Kapital. Schon vor Jahren habe er die Vorzüge der Holzindustrie erkannt und einem seiner Söhne, der damals 16 Jahre alt gewesen, vorgeschlagen, sich dieser Industrie zu widmen. Dann hätte er ihm garantiren können, daß er in verhältnißmäßig kurzer Zeit Millionär werden würde. „Der Junge wollte aber lieber studiren." Ein nicht minder gutes Geschäft macht der Kanzler mit seinem Holze in Friedrichsruh, das er in großen Massen nach Hamburg und England vertreibt. Mit der Schilderung dieser seiner gewerblichen Thätigkeit war der Hausherr offenbar bei einem Lieblingsthema angelangt; er vertiefte sich in die Details desselben bis die Mitternachtsstunde schlug und den beiden Präsidenten des Reichstags, v. Levetzow und Franckenstein, welche zu den beiden Seiten des Kanzlers gesessen, das Signal zum Aufbruch gab.

— Wie man erfährt, wird aus Hessen, Baden und Baiern eine Deputation, bestehend aus je einem Vertreter und aus Rheinpreußen eine solche von zwei Vertretern, davon einer aus dem Regierungsbezirk Wiesbaden, hierher sich begeben, um dem Kaiser ihren Dank für die Bewilligung von 600,000 Mark zur Linderung der Noth der Ueberschwemmten persönlich auszusprechen.

— Wie telegraphisch gemeldet wurde, ist Oberbürgermeister Grumbrecht in Harburg an den Folgen des Schlaganfalls, welcher ihn am Neujahrstage getroffen, gestorben. Mit ihm ist wieder einer der Veteranen der liberalen Nationalpartei aus dem Leben geschieden, einer der Männer, welche Jahrzehnte hindurch in guten und bösen Tagen mit gleicher Beharrlichkeit für die staatliche Einigung Deutschlands in gesetzlicher Freiheit gearbeitet und gestritten haben. Grumbrecht war am 21. Juni 1811 geboren, ist also über 71 Jahre alt geworden. Schon an dem sog. Göttinger Aufstand der Studenten von 1831 war er betheiligt; er wurde deshalb relegirt und mußte seine juristischen Studien zunächst in Marburg fortsetzen. Bis 1855 war er Advokat, von da an bis zu seinem Tode Bügermeister von Harburg, welche Stadt unter seiner Verwaltung außerordentliche Fortschritte gemacht hat. Von 1848 an, als er Mitglied der deutschen Nationalversammlung war, bis zum vorigen Jahre, wo er durch Kränklichkeit an der Wiederannahme des Mandats verhindert war, ist er ununterbrochen parlamentarisch thätig gewesen, erst in der hannoverschen Kammer, dann im Reichstag, resp. im preußischen Abgeordnetenhause, bis in die letzten Jahre jugendlich im greisen Haare. Zuletzt allerdings hatte die jüngste Gestaltung unseres öffentlichen Lebens den Politiker tief verstimmt, der ein überzeugungstreuer Liberaler, aber immer auf praktische, positive Thätigkeit gerichtet war und bei solcher Auffassung kaum noch Raum zur Wirksamkeit erblickte. Auch in der Presse war er vielseitig thätig, in den letzteren Jahren besonders als Gegner der alten hannoverschen Provinziallandschaften, welche große Geldmittel zum Theil zur Besoldung von Sinekuren vergeuden. So gemäßigt sein Liberalismus war, so entschlossen war er allezeit, für seine Ansichten rücksichtslos einzutreten wider Gegner und Freunde. Unbedingte Ehrlichkeit war der Grundzug im Wesen des Mannes, dem Alle, die ihn gekannt, ein herzliches Andenken bewahren werden.

— Unser Kaiser, als er, wie schon erzählt, in dem Bismarck'schen Entwurfe, betreffend die Unterstützung der Ueberschwemmten aus dem kaiserlichen Dispositionsfonds, bei Feststellung der Summe eigenhändig aus der 5 eine 6 machte, äußerte dabei: „Es sei ihm ein unerträglicher Gedanke, daß, während er im warmen Zimmer sitze, die so schwer Heimgesuchten frieren und hungern müßten. Sei er auch nicht im Stande, das Unglück an sich zu heben, so wolle er wenigstens sein Möglichstes thun, die Armen vor Frost und Hunger zu schützen." Wir zweifeln nicht, daß dies leuchtende Beispiel menschlicher Theilnahme, welches unser Kaiser gegeben, überall im deutschen Volke Nachahmung finden wird.

— Die „Pall Mall Gazette", welche gute ultramontane und polnische Verbindungen hat, meldet, daß „ein Handschreiben Seiner Majestät des deutschen Kaisers an den Papst im Vatikan eingetroffen ist".

Diese Nachricht ist nach der „N. Allg. Ztg." richtig; wie sie hört, ist in dem Allerhöchsten Schreiben die Antwort enthalten auf ein von Sr. Heiligkeit dem Papste im vorigen Monat an Se. Maj. den Kaiser gerichtetes Handschreiben.

— Herr Gladstone macht der geheimen Polizei viel zu schaffen; sein Landsitz Hawarden Castle ist von einer Schaar Geheimpolizisten bewacht, die den Auftrag haben, den Premier nicht aus den Augen zu lassen. Da Gladstone seine Ausflüge in der Umgegend nach plötzlichen Eingebungen zu unternehmen pflegt, so sind die Polizeiorgane immer im Ungewissen, wohin er sich wendet. Früher pflegte Frau Gladstone sie davon zu benachrichtigen, neuerdings ist auch sie nicht mehr in der Lage, dies zu thun, da sie nicht weiß, wenn der Premier eine Ausfahrt unternimmt, wie weit er sie ausdehnt, ob eine oder sechs Meilen. Vorgestern machte er eine Fahrt über Land und kehrte zu Fuß, vier Meilen Wegs zurück. Die strenge Polizeibewachung des Premiers wird für unbedingt nothwendig erachtet, da immer von Neuem Briefe, in welchen sein Leben bedroht wird, sowohl in seine als in die Hände der Polizei gelangen.

— Ueber das furchtbare Brandunglück in Milwaukee meldet ein Londoner Telegramm: Das Feuer brach gestern, Morgens 4 Uhr, im Newhall-House, dem größten Hotel Milwaukees, aus. Innerhalb zwanzig Minuten war das ganze sechsstöckige Haus ein Flammenmeer. Ueber 400 Gäste und 100 Angestellte schliefen darin. Das Haus faßt 800 Gäste. Das Hotelregister ist verbrannt, daher die genaue Zahl der Anwesenden unbekannt. Dieselben, besonders die in den obersten Stockwerken befindlichen Bediensteten, begannen hinunterzuspringen. Das Publikum konnte nur Springtücher aufhalten. Ueber 60, zumeist der Dienerschaft angehörige Personen erlitten bei dem Hinunterspringen den Tod. Bis jetzt sind im Ganzen 100 Leichen, davon 32 aus den Trümmern hervorgeholt, konstatirt. Die Dampfspritzen konnten nur die Nachbarhäuser retten, für das Hotel nichts thun. Aus

Feuilleton.

„Bete für mich."

Eine wahre Geschichte.

(Schluß.)

Ohne die geringste Erregtheit, mit einer, man könnte fast sagen nüchternen Ruhe, erwiderte die Angeredete: „Ich werde Alles sagen, was ich weiß," und ohne erst die Aufforderung, mit ihrer Aussage zu beginnen, abzuwarten, machte sie folgende Angaben:

„Ich und der Vinzenz liebten uns seit lange; wir hatten uns vor drei Jahren auf einem Balle kennen gelernt, und seit dieser Zeit datirt auch das Verhältniß; es war dieses Verhältniß beiderseits ein so ernstes, daß wir nur an eine eheliche Verbindung dachten und dieselbe allen Ernstes anstrebten. Unser Bemühen blieb leider erfolglos; groß und mächtig waren die Hindernisse, die sich der geplanten Verbindung entgegensetzten; seinerseits verweigerte der alte Vater die Verbindung und meinerseits stemmte sich meine Mutter dagegen; doch verschieden waren die Motive dieses Widerwillens Beider; sein Vater, ein frommgläubiger Jude, wollte nicht zugeben, daß sich sein einzig Kind eine Chrstin zur Frau wähle, wollte nicht zugeben, daß sein Sohn den Glauben wechsle oder eine moderne Zivilehe eingehe; meine Mutter dagegen war gegen das Verhältniß, weil sie meinte, ich sei berechtigt, höhere Ansprüche zu machen, ich könnte einen reicheren, in höherer Lebensstellung befindlichen Mann bekommen, denn de Vinzenz ist nur Privatbeamter und mit einem geringen Gehalte angestellt. Es gab nun viel des Zankes und Streites in seinem Hause, wie bei mir. Meine Mutter hat nur eine mangelhafte Erziehung genossen, und die Art und Weise, wie sie dem Vinzenz stets entgegentrat, war eine für ihn stets kränkende und verletzende. Sein Vater hat nun mir zwar nie ein böses Wort gesagt, allein er kränkte sich desto mehr im Stillen; er alterte sichtbar in rascher Zeit, wurde schwach und leidend, und das schmerzte uns Beide umso tiefer. So lebten wir denn fast drei Jahre fort, in ewigem Zank und Streit, in fortwährender Aufregung, wir hatten keine ruhige Stunde. Da trat noch ein unglücklicher Zufall hinzu. . . . . . Ich fühlte mich Mutter . . ."

Hier unterbrach sich das Mädchen; es senkte den Blick zu Boden und Thränen perlten über ihre Wangen. Nach einem schweren Seufzer fuhr das Mädchen fort:

„Das war zuviel des Unglücks, was sollte mit dem Kinde geschehen, wenn es zur Welt kommt. An eine eheliche Verbindung war ja unter den gegebenen Verhältnissen nicht zu denken; zwei Personen waren bereits unglücklich, sollte noch ein drittes lebendes Wesen hinzukommen, das nach den vorhandenen Umständen noch unglücklicher geworden wäre, als wir Beide es schon waren? Nein. So entschlossen wir uns denn, uns gemeinschaftlich das Leben zu nehmen. Der Entschluß hätte gestern ausgeführt werden sollen, wir verfügten uns Beide in den Dornbacher Wald, und zwar zeitlich Morgens, und es war ausgemacht, daß er zuerst mich und dann sich selbst erschießen solle, wir wollten Beide die Welt verlassen, die uns ja nichts zu bieten vermochte. Da, im entscheidenden Momente, verspürte ich Reue, vielleicht war es auch etwas wie Lebenslust, man kann es auch Feigheit nennen, und da fing ich an, wankend und schwankend zu werden; ich sprach von dem Kinde, das sich in mir regt, daß es doch eine Sünde wäre, gleichzeitig mit uns ein unschuldiges Wesen zu tödten, daß man noch einige Versuche machen solle und dergleichen Redensarten mehr, die den Zweck hatten, den Doppelselbstmord zu vereiteln. Vinzenz wurde aber immer aufgeregter und aufgeregter, er erhob allerlei Vorwürfe gegen mich, es kam zwischen uns zu einem Wortwechsel, und ehe ich ihn daran zu hindern vermochte, setzte er die Pistole an seine Stirne und drückte los. . . Ich war in der verzweiflungsvollsten Lage; er war zu Boden gesunken, ich glaubte ihn schon todt, stürzte mich auf ihn, suchte das strömende Blut durch mein Taschentuch und durch Fetzen, die ich mir vom Leibe riß, zu stillen; endlich kam er zu sich. Da, in demselben Augenblicke hörte ich auch die Fußtritte eines Spaziergängers; ich rief diesen herbei, und mit dessen Hilfe wurde der erste Nothverband angelegt, und wir brachten mühselig den Verwundeten bis zu einem Wagen. Der Fremde wollte uns durchaus zur Polizeibehörde bringen, ich aber flehte, bat und beschwor ihn derart, bis er endlich nachgab, und so brachten wir Vinzenz in seine Wohnung hierher. Es wurde sofort um einen Arzt und nach dem alten Vater, der in einer entfernten Vorstadt wohnt, geschickt; der Arzt kam, hat aber bis zur Stunde die Kugel nicht gefunden und Umschläge angeordnet, um den Blutstrom zu hemmen, und der Vater sitzt drinn bei seinem Kinde weinend und gebrochenen Herzens . . .

Noch hatte das Mädchen die letzten Worte, heftig schluchzend, kaum zu Ende gesprochen, als sich eine Seitenthüre öffnete und der greise Mann, der am Krankenbette seines Sohnes zurückgeblieben war, in fürchterlicher Aufregung hereinstürzte.

„Marie, schnell hinein, Vinzenz verlangt nach Ihnen!"

Marie eilte aus dem Zimmer und an das Bett des Verwundeten.

„Mir ist so schlecht, so schlecht," stammelte dieser, schwer aufathmend, „mir ist so schlecht, ich sterbe, bete für mich."

Sein Mund hatte sich geschlossen, sein Auge erstarrte, die rechte Hand senkte sich an der Bettlehne herab . . . . er hatte den Geist aufgegeben. Marie war sich des Unglücks sofort voll bewußt, sie schrie laut auf: Vinzenz, Vinzenz, todt! und stürzte ohnmächtig zu Boden.

* * *

„Bete für mich!"

Das waren die letzten Worte, die ihr ihr treu ergebener Geliebter zugerufen hatte; sie hatte sie wiederholt, als sie von ihrer Ohnmacht erwachte, sie hatte sie immer leise vor sich hingesprochen. Während des Leichenbegängnisses, wie nachher, als sie zu Hause in stiller Einsamkeit an der Seite ihrer Mutter saß. Sie hatte sie in den Nächten vor sich hingesprochen, die sie schlaflos und unter den aufregendsten und beängstigendsten Gefühlen zugebracht; sie hatte nur wenig Speise und Trank zu sich genommen, sie war zerstört und zerrüttet in ihren Sinnen, und wenn sie dasaß, ohne ein Wort zu

dem 90 englische Meilen entfernten Chicago eilten drei Spritzen in Zeit von 80 Minuten herbei. (Eine wohl noch nie erreichte Fahrgeschwindigkeit. Anmerk. d. Red.) Die ungeheure Kälte verzögerte das Wirken der Spritzen. Das Wasser in den Röhren war zumeist gefroren. Entsetzliche Szenen ereigneten sich. Die Schauspielerin Frau Gilbert, soeben erst verheirathet, verbrannte vor den Augen des Publikums. Tom Thumb rettete sich. Der Eigenthümer, Mr. Hold, wurde sofort wahnsinnig. Viele Gerettete sind entsetzlich verstümmelt.

Ausland.

Paris, 8. Januar. (Voss. Ztg.) Es ist eine beklagenswerthe Eigenschaft des französischen Geistes, daß er außerordentlich geneigt ist, Legenden zu bilden, gläubig aufzunehmen und gegen einen noch so eklatanten Beweis der entgegengesetzten Wahrheit zäh festzuhalten. Die jüngsten Ereignisse haben zu einer ganz besonders üppigen Legendenbildung Anlaß gegeben. Alle Welt schwört hier darauf, daß Gambetta seine Schußwunde durch eine Frau erhalten habe und daß er indirekt an ihr zu Grunde gegangen sei. Die glaubwürdigsten Männer bezeugen mit dem vollen Gewicht ihres Wortes und ihrer nachdrücklichen Versicherung, daß Gambetta sich zufällig bei der unvorsichtigen Handhabung eines Revolvers von selbst verwundet habe und daß die Krankheit, an der er sterben sollte, ganz unabhängig von der Wunde über ihn gekommen sei. Das hilft Alles nichts. Die Legende wird weiter gedichtet. Gambetta hat heirathen wollen. Seine Freundin Madame Leonie Leon schoß nach einer heftigen Eifersuchtsszene auf ihn, oder, erklären Andere berichtigend, sie wollte sich selbst erschießen und Gambetta fiel ihr in die Hand. Wer ist Madame Leon? Die Legende, die nie verlegen wird, hat eine rasche Antwort auf diese Frage. Sie ist die Wittwe eines reichen Südfranzosen, sie widmete Gambetta ihr Leben, sie ist die Mutter seines Sohnes. So viele Behauptungen, so viele Unwahrheiten. „Madame" Leon ist keine Wittwe, aus dem guten Grunde, weil sie nie verheirathet war. Sie hat Gambetta nicht ihr Leben gewidmet; er machte ihre Bekanntschaft erst im Jahre 1872, nachdem er mit Madame Laurier gebrochen hatte; sie war damals die verabschiedete Maitresse eines Marseiller Schiffsrheders und es kostete sie keine große Ueberwindung, den einen Freund gegen einen anderen zu vertauschen. Endlich ist sie nicht die „Mutter seines Sohnes", denn den jungen Menschen, von dem in der letzten Zeit viel die Rede war, hat sie in das Verhältniß mit Gambetta mitgebracht und er war bereits sieben Jahre alt, als Gambetta sie zum ersten Male sah. Das ist der wirkliche Sachverhalt. Trotzdem werden es sich die Klatschbasen der Boulevards, der Provinz, der Pariser und der ausländischen Presse nicht nehmen lassen, die Geschichte des Schusses, der Madame Leon und des Sohnes Gambettas, wahrscheinlich mit Hinzudichtung neuer Details, bei jeder Gelegenheit zu wiederholen, und da Legenden viel langlebiger sind, als die nüchterne Wahrheit, so beweist nichts, daß die romantische Version der intimen Schicksale Gambettas nicht zuletzt in die Geschichte übergehen wird. Eine andere Legende bildet sich augenblicklich um den Tod des Generals Chanzy. Bei seinem plötzlichen Tode riefen einige jener Leute, die im siebzehnten Jahrhundert als Zeugen in Hexenprozessen, im achtzehnten als Gläubige Cagliostros figurirt hätten und während der Pariser Belagerung sicher in jedem Kutscher, der sich durch heftige Bewegungen die Kälte aus den Gliedern trieb, einen preußischen Spion und im Auf- und Zuklappen seiner Arme verabredete geheimnißvolle Signale sahen, einige dieser Leute, sage ich, riefen da, General Chanzy müsse ebenso wie Skobelew vergiftet worden sein. Es fand sich sofort ein großes Blatt, der „Gaulois", welches diesen Blödsinn aufgriff, und es fanden sich andere Blätter, die ihn nach dem „Gaulois" theils wiederholten, theils laut anzweifelten. Die Regierung wurde bedenklich und ordnete thatsächlich die Sektion an. Diese Sektion ist erfolgt. Sie wurde von drei Aerzten in Gegenwart von vier anderen Zeugen ausgeführt. Die Aerzte fanden einen Arterienriß an der Basis des Gehirns und einen Bluterguß von etwa 120 Gramm in die Schädelhöhle — das klassische Bild dessen, was man Apoplexie oder Hirnschlag nennt. Nichts desto weniger bin ich heute einigen Leuten begegnet, welche angesichts des Sektionsprotokolles den Kopf schüttelten und sagten: „So schreibt man wohl, aber die Wahrheit erfährt man doch nicht, und der Tod Chanzys bleibt ebenso wie der Skobelews unaufgeklärt." Eine dritte Legende, die, obwohl erst wenige Tage alt, doch schon unausrottbar eingewurzelt ist, hat einen besonders irritirenden Charakter. Die Haltung der deutschen Presse gegenüber dem todten Gambetta war eine so würdige, so großmüthige, wie die französische Presse ihrer einem Deutschen gegenüber nie, absolut nie und unter keiner Bedingung fähig wäre. Das hindert die Pariser Presse nicht, seit acht Tagen von der „wilden Schadenfreude" der deutschen Presse und des deutschen Volkes über den Tod Gambettas zu sprechen. Am ersten Tage, unter dem Eindruck der Havas-Depesche, welche den Wortlaut dithyrambischer Artikel großer Berliner Blätter mittheilte, fand „Temps" einige knappe Worte der Würdigung dieser Haltung der deutschen Presse. Aber schon am nächsten Tage bereute dieses Blatt seine generöse Regung und sprach in einem Leitartikel vom „heuchlerischen Bedauern" gewisser Nachbarn, hinter welchem sich eine innige Genugthuung nur schlecht verberge; die anderen Blätter aber wußten von vornherein blos von der „Hypokrisie" oder vom „Schrei der Erleichterung" der deutschen Zeitungen zu erzählen, und das hiesige Publikum, das natürlich nie ein deutsches Blatt sieht, dagegen bei seinen eigenen Zeitungen schwört, ist nun für alle Zeiten überzeugt, daß man in Deutschland bei der Nachricht vom Tode Gambettas Freudenfeuer angezündet habe. Gab doch ein allerdings ganz obskures Blatt, „Le Chat noir", dieser populären Ueberzeugung so rohen und wuthschnaubenden Ausdruck, daß die Regierung sich veranlaßt sah, es mit Beschlag belegen zu lassen! Gegen eine solche Fruchtbarkeit der Phantasie und gegen eine solche Unfähigkeit, die Wahrheit zu erkennen, ist schlechterdings nicht aufzukommen. Man kann nur die Pariser Journalisten, welche ihr leichtgläubiges Publikum mit so böswilligen und im vollen Bewußtsein ihrer Unwahrheit erfundenen Märchen traktiren, vor der Geschichte für das schreckliche Unheil verantwortlich machen, das sie mit ihren unausgesetzten Hetzereien bereits angerichtet haben und vielleicht noch anrichten werden.

Paris, 10. Januar. Die Regierung ist, wie versichert wird, entschlossen, die angeblich beabsichtigte patriotische Ausbeutung der Leiche Gambettas auf dem Wege nach Nizza keinesfalls zu dulden. Ein Marseiller Blatt veröffentlicht ein ihm von Gambettas Vater zugesandtes Telegramm, worin derselbe, wie bereits gemeldet, dementirt, daß er beabsichtige, seinen Sohn kirchlich begraben zu lassen. Heute fanden Fraktionsversammlungen statt, um zu versuchen, sich über die Kandidatur eines vierten Vizepräsidenten zu einigen. Die radikale Linke hat aber beschlossen, die Kandidatur des persönlichen Gegners Gambettas, Boysset, aufrecht zu erhalten, welchem die Gambettisten Herrn Spuller entgegenstellen. Die morgen stattfindende Wahl wird daher ein besonderes Interesse bieten. Mehrere Journale bezeichnen den Grafen de Saint Vallier als den muthmaßlichen Nachfolger Tissots auf dem französischen Botschafterposten in London. Dazu möchte ich bemerken, daß gestern ein vom 7. d. M. datirter Brief des ehemaligen Botschafters in Berlin von seinem Gute im Aisne-Departement eingetroffen ist, worin Graf de Saint Vallier schreibt, daß sein Gesundheitszustand es nicht ermögliche, vorerst nach Paris zu kommen, um seinen Sitz im Senate einzunehmen.

Provinzielles.

Stettin, 12. Januar. (Ornithologischer Verein. Sitzung vom 18. Dezember 1882.) Nach dem Vorschlage der Prämiirungskommission für die diesjährigen Vereins-Ausstellungen wurden prämiirt für Hühner die Herren Mahnke, Blohm, Claußen und Rosin; für Tauben die Herren Lieber, Nebelung, Jul. Schröder; für Brieftauben die Herren Kapellmeister Reimer und Jul. Schröder. Bei der Berathung über die Feier des Stiftungsfestes entscheidet sich die Majorität für eine Feier in der vorjährigen Art und Weise. Der zweite Vortrag des Herrn Paske umfaßt Bussarde und Adler. Zunächst der Mäusebussard, bei uns Stand- und Strichvogel, ist hier einer der gemeinsten nützlichsten Raubvögel. Er bedarf zu seiner Sättigung zirka 30 Feldmäuse, denen er von erhöhten Standpunkten auflauert. Findet er sie nicht, so erhebt er sich mit langsamem Flügelschlage, um die Fluren abzusuchen, wobei er von Zeit zu Zeit in der Luft rüttelt, um einen Gegenstand schärfer ins Auge zu fassen, manchmal auch einem Wanderfalken die von diesem geschlagene Beute abnimmt. Im Frühjahr sieht man zur Paarungszeit Männchen und Weibchen wundervolle Flugspiele ausführen, wobei sie katzenähnliche, jedoch nicht unmelodische Rufe ausstoßen. Hierbei, sowie beim Wegzuge kreisen sie hoch in der Luft fort ohne jeden Flügelschlag Eine besondere Beschreibung machte die Vorführung ausgestopfter Exemplare unnöthig. Zu erwähnen ist nur, daß die Mäuse-Bussarde im Gefieder derartig variiren, daß man selten zwei völlig gleich gezeichnete Thiere antrifft. Dies gilt auch von dem nordischen Raubfußbussard, der bei uns nur im Winter anzutreffen ist und sich vom Mäusebussard durch etwas längere Flügel und durch die vom bis an die Zehen befiederten Läufe unterscheidet. Er ist in seiner Heimath ein Hauptvertilger der so schädlichen Lemminge, wird bei uns aber, da im Winter die Mäuse knapp sind, durch Wegfangen jagdbarer Thiere schädlich. Der dritte bei uns vorkommende Bussard, der Wespenbussard, ist ein ziemlich seltener Vogel und treibt sein Wesen mehr im Walde und dessen Rändern. Seine Nahrung bilden außer Mäusen junge Nestvögel, Amphibien, Insekten und die Brut von Hummeln und Wespen. Redner geht hierauf zu den Adlern über und beschreibt zunächst den Steinadler, der von dem Goldadler durch so geringfügige Merkmale unterschieden wird, daß man kaum eine Artenverschiedenheit annehmen sollte. Er ist bei uns, wo er in ausgedehnten Wäldern vorkommt, Standvogel und hält das von ihm einmal gewählte Gebiet treu fest. Er ist ein gewaltiger Räuber und in gepflegten Jagdrevieren nicht zu dulden. Sein Horst nimmt bedeutende Dimensionen an. Da es ihm schwer fällt, Material dazu vom Waldboden aufzulesen, soll er sich aus hoher Luft auf trockene und zum Nestbau geeignete Aeste mit vorgestreckten Fängen herabstürzen, und sie durch die Wucht seines Körpers abbrechen. Ein weniger gefährlicher Räuber ist der etwas kleinere Kaiseradler, dessen Brutgebiet das südliche Europa ist und bei uns nur selten vorkommt. Oefter kommt hier der Schreiadler vor. Er ist bedeutend kleiner, als die beschriebenen Arten, bewohnt vorzugsweise Laubwälder, nährt sich von Amphibien, kleineren Säugethieren, bis zum Hasen und verläßt uns im Winter. — Von den echten Adlern ist nur der Zwergadler, ein Vogel von der Größe eines kleinen Bussards, zu erwähnen, der in den östlichen Mittelmeerländern heimathet. Sämmtliche echte oder Edeladler unterscheiden sich von den folgenden namentlich dadurch, daß ihre Läufe bis auf die Zehen rundum befiedert sind. — Bei dem bei uns vorkommenden Seeadler sind die Läufe unbefiedert, wodurch er vom Steinadler zu unterscheiden ist. Im Alter hat er einen weißen Schwanz. Er ernährt sich fast ausschließlich von Wasservögeln, seltener von Fischen. Erstere zwingt er durch wiederholtes Stoßen zum fortwährenden Untertauchen, bis sie dann schließlich wegen Luftmangels nicht mehr tauchen können und ihm dann zum Opfer fallen. Auf Fische, die an der Oberfläche schwimmen, stößt er gleichfalls, wiewohl öfter vergeblich. Auch todte Fische, wie auch sonstiges Aas verschmäht er nicht. Als letztes Mitglied der Adlerfamilie kommt noch der Fisch- oder Flußadler in Betracht. Er unterscheidet sich von den vorigen bedeutend. Sein Schnabel ist gleich vom Grunde aus gekrümmt, die Läufe unbefiedert, die äußere Vorderzehe läßt sich nach hinten wenden, was regelmäßig geschieht, wenn der Fischadler Beute schlägt. Er ernährt sich ausschließlich von Fischen, die er durch Stoßtauchen fängt. Vielfach wird ihm ein Raub vom Seeadler, der im Fischfangen weniger geübt ist, wieder abgenommen. Sein Schaden ist auf geschlossenen Gewässern ziemlich beträchtlich, zumal sein Nahrungsbedarf ein bedeutender ist. Dazu kommt, daß er von den erbeuteten Fischen nur die vordere Hälfte verzehrt. In der sich hieran anschließenden Debatte wird mitgetheilt, daß sich Horste von Fischadler im Falkenwalder, vom Seeadler im Hökendorfer Revier befanden. Herr Kieselowsky hat in früheren Jahren beobachtet, daß ein Raubvogel jedenfalls auf einen starken Fisch stieß, mit diesem verschwand und nicht wieder zum Vorschein kam. Später sei in derselben Gegend ein Hecht gefangen, in dessen Fleisch zwei Fänge eingewachsen gewesen. Ferner wird mitgetheilt, daß vor einigen Jahren ein Seeadler mit einem Stör im Kampfe geschossen und im Greifswalder Museum aufgestellt sei. — Nachdem noch die Kommission zur Abhörung der gezüchteten Kanarien ernannt, werden schließlich die Züchter des Vereins aufgefordert, ihre Namen und die Art der Züchtung, welche sie eventuell im Frühjahr abzugeben gedenken, zur Aufstellung einer Statistik in der Vereins-Zeitschrift, an den Vorstand einzusenden.

— Am 2. Pfingstfeiertage v. J. wurde, wie wir s. Z. mitgetheilt, bei der Fleischermeister Rusch'schen Familie auf der Frauenstraße ein Einbruch verübt, bei welchem die Diebe Pfandbriefe, Sparkassenbücher und baar Geld im Gesammtbetrag von 13,500 Mark entwendeten. Nach längeren Recherchen gelang es den Bemühungen der Kriminalpolizei, den Dieb in der Person eines Arbeiters Dahms in Grabow zu ermitteln, derselbe konnte jedoch nicht festgenommen werden, da er sich seiner Verhaftung durch die Flucht entzogen hatte. Dagegen gelang es, die gestohlenen Werthpapiere und Sparkassenbücher in dem Besitz des Handelsmannes Sally Leske in Anklam zu ermitteln und aufzufinden. Leske, welcher einen Hausirhandel betreibt, hatte eins der gestohlenen Papiere bei einem seiner Bekannten als Unterpfand hinterlegt und dieser hatte in Folge der von der hiesigen Behörde erlassenen Bekanntmachung das Papier als ein gestohlenes erkannt. Leske wurde verfolgt und auch in Stralsund verhaftet. Er gab zu, die Papiere von Dahms erhalten und sich erboten zu haben, dieselben gegen 10 Prozent Provision zu verkaufen. Leske wurde in Untersuchungshaft genommen und gegen ihn die Anklage wegen gewerbsmäßiger Hehlerei erhoben. In der gestrigen Sitzung der Strafkammer des Landgerichts stand deshalb Termin an, der Gerichtshof nahm jedoch an, daß nur einfache Hehlerei vorliege und erkannte auf 1 Jahr Gefängniß und Ehrverlust.

Kunst und Literatur.

Theater für heute. Stadttheater: „Der Menonit." Trauersp. in 4 Akten. Bellevue: Gastspiel des Balletmeisters Herrn Holzer vom kaiserl. Theater in Tiflis mit seiner aus 13 Personen bestehenden Tänzergesellschaft und der Solotänzerin Signora Spinzi. Hierzu: „Der Waffenschmied." Kom. Oper in 3 Akten.

Vermischtes.

— Der Hofstaat des Kronprinzen und der Kronprinzessin zählt jetzt eine lange Reihe von fünfundzwanzigjährigen Jubilaren. Am 1. Januar 1858 wurde der Hofstaat der Neuvermählten gegründet, und die Mehrzahl der damals Angestellten befindet sich noch im Dienst. An der Spitze der Jubilare marschirt eine Anzahl von Männern, welche schon vor 1858 in Diensten des Kronprinzen gestanden haben; ein höherer Leibjäger, jetzt Salon-Kammerdiener, ein Hoffourier, der Kellermeister, ein Lakai, ein Kutscher und ein Kassendiener. Dann folgen die eigentlichen 25jährigen Jubilare, der Haushofmeister Krug, 4 Kammerdiener, der Silberverwalter Ernst, der Kastellan Bennewitz, der Portier Lachmann, der Koch Selya, 3 Lakaien, 2 Kutscher, ein Leibreitknecht, ein Lampier und ein Frotteur. Auch einige weibliche Personen, wie die Silberverwalterin und die Silberwäscherin, sind noch nach 25 Jahren aktiv. Wie man hört, sind diesen Jubilaren zu dem bevorstehenden Feste Auszeichnungen zugedacht.

— In Wien gab es dieser Tage eine Soirée in einem Privathause, in welcher Johann Strauß den gefeierten Mittelpunkt der eleganten Gesellschaft bildete. Der Hausherr hatte, um auch der Jugend sich gefällig zu erzeigen, einen Klavierspieler für Tanzmusik engagirt, einen jungen bescheidenen Musiker, welcher bis zum Beginne des Walzers in einem Nebenzimmer wartete. Um den wichtigen Mann bei möglichst guter Laune zu erhalten, verfügte sich der Hausherr von Zeit zu Zeit in dieses Nebenzimmer, wo er sich überzeugte, ob auch für die leiblichen Bedürfnisse des Musikers gehörig gesorgt werde. Als er auf einem dieser menschenfreundlichen Gänge wieder einmal zu dem Musiker trat, fand er diesen in erregtem Gespräche mit den Hausleuten. „Ich werde nicht spielen", rief der junge Mann aus, „um keinen Preis!" Der Hausherr verlangte Aufklärung und erfuhr, daß der Klavierspieler bei der Kunde, daß Strauß in der Gesellschaft sei, sofort die feierliche Erklärung abgegeben habe, er wage es nimmermehr, vor diesem Meister eine Taste anzurühren. Große Verlegenheit des Hausherrn: in so vorgerückter Stunde war kein Ersatz zu schaffen, und so verlegte er sich aufs Bitten, schilderte die liebenswürdige Nachsicht des Walzerkönigs und bewog den Musiker endlich, die Tänze aufzuspielen. Aber während einer Pause eilte der gewissenhafte Musiker spornstreichs in den Tanzsaal, schritt auf den Maëstro zu und sagte zu ihm bewegten Tones: „Entschuldigen Sie, Herr Strauß, daß ich in Ihrer Gegenwart zu spielen mich erkühnt und ich verstehe doch kein Wort vom Kontrapunkt!" — „O, beruhigen Sie sich, junger Freund", erwiderte ihm Strauß, indem er ihm herzlich die Hand reichte, „auch ich habe keine blasse Idee davon!" Hocherfreut kehrte der junge Mann zum Klavier zurück; seine Finger liefen jetzt um so leichter über die Tasten, denn er spielte mit dem Bewußtsein, daß Jedermann ein berühmter Operetten-Komponist werden könne, ohne von der ernsten Kunst Bach's auch nur eine Ahnung zu haben.

Telegraphische Depeschen.

Köln, 11. Januar. Der Pegel zeigte heute früh 6 49 Meter. Die Stadt ist wasserfrei. Wetter heiter. Temperatur 0 Gr. Die Schifffahrt ist wieder eröffnet.

Lyon, 10. Januar. Der Präsident des Gerichtshofes im Anarchistenprozeß erhielt einen Drohbrief. Das Verhör der Angeschuldigten wird fortgesetzt; dieselben gestehen die anarchistische Propaganda offen zu.

Petersburg, 11. Januar. Der „Regierungs-Anzeiger" veröffentlicht das Programm für den Neujahrsempfang durch den Kaiser und die Kaiserin, welcher im Winterpalais stattfinden wird.

Petersburg, 11. Januar. Heute Vormittag fand in der katholischen Katharinenkirche ein Trauergottesdienst für den General Chanzy statt, welchem der Großfürst Wladimir, der Kriegsminister Wannowski, der Adjunkt des Ministers des Auswärtigen, Blangali, Baron Jomini, die Mitglieder des diplomatischen Korps, viele Generale und andere hervorragende Persönlichkeiten beiwohnten.

Petersburg, 11. Januar. Gerüchtweise verlautet, es solle behufs Reorganisation der Verwaltung Sibiriens zur größeren Erschließung des Landes für die „Segnungen der Zivilisation" eine sehr hochgestellte Persönlichkeit als ein mit besonderen Vollmachten ausgerüsteter Statthalter dorthin entsandt werden.

In Moskau sind 30 Grad Kälte, in Tambow gar 37 Grad Kälte!

Bukarest, 11. Januar. Die „Gazette de Roumanie" erklärt die Nachricht von einem Uebereinkommen zwischen Oesterreich und Rumänien in Betreff der Donaufrage für unbegründet.

Madrid, 10. Januar. Senat. Sagasta führte weiter aus, daß er den Finanzplan Camacho's acceptirte, welcher für das Jahr 1883 einen Ueberschuß der Einnahmen ergeben werde; die Zahlung der Koupons sei gesichert, ohne daß Staatswaldungen veräußert werden müßten. Orovio erklärte, er werde das Gegentheil beweisen. — In der Deputirtenkammer wiederholte Sagasta seine im Senate gemachten Erklärungen.

---

sprechen, da sah man es ihr an, daß sie über irgend etwas nachgrübelte und nachforschte; so verging die erste Trauerwoche. Niemand fand sich ein, sie zu trösten, und selbst die Mutter, die sie ja nie verließ, wagte es nicht, ihrer Tochter Trostesworte zuzusprechen, weil sie die Vorwürfe fürchtete, die sich über ihr Haupt ergießen könnten.

Eines Morgens stand Marie zeitig auf, zeitiger als sonst, sie nahm, als sie sich angekleidet, eine kleine Tasche und steckte ein Gebetbuch in dieselbe.

Die Mutter wagte im zärtlich liebevollsten Tone die Frage: „Wohin mein Kind, wohin willst Du?"

„In die Kirche und in den Tempel", war die fast demuthsvolle Antwort, „seine letzten Worte waren: „Bete für mich". Ich habe lange nachgedacht, ob ich denn in der Kirche für ihn beten darf, der doch ein Jude war, oder ob ich als Christin in dem jüdischen Tempel beten soll; ich weiß nicht, welches Gebet der Himmel erhört, aber der liebe Herrgott wird mir's verzeihen, wenn ich in die Kirche und in den Tempel für den Todten beten gehe, seinen Willen, den Willen des Sterbenden muß ich vollziehen . . . . ."

Und so geht denn die Frau seit jenem Tage täglich Morgens und Abends zur Frühmesse und zur Vesper in die Kirche, zur Morgen- und Abend-Andacht in den israelitischen Tempel und betet für ihn, dem sie treue Liebe auch nach dem Tode bewahrt. . . . . Sie hat seither viel gelitten, viel der Kränkungen und des Leids durchzumachen gehabt. Sie hat ihr Kind verloren und eine schwere Krankheit überstanden. Auch Nahrungssorgen stellten sich ein. Aber, so oft sie konnte, hat sie es nie versäumt, für ihren Geliebten in der Kirche, wie im Tempel zu beten. . . . . Sie kümmert sich blutwenig darum, daß sie von der Welt als eine von religiösem Wahnsinne Befallene bezeichnet wird.